

Beute und sozialer Partner

Erkenntnisse über die Beziehung Mensch und Tier

„Gefährten, Konkurrenten, Verwandte“ – so beschreibt der Titel eines kürzlich erschienenen Buches das Verhältnis zwischen Mensch und Tier. Herausgeberin Carola Otterstedt leitet die Stiftung „Bündnis Mensch & Tier“ und ist Veranstalterin einer Tagung in der Münchner Residenz, die sich am Freitag und Samstag mit diesem Thema beschäftigt. Die SZ sprach mit der Verhaltensforscherin über die Beziehung zwischen Mensch und Tier.

SZ: Sie haben 2003 ein Buch mit dem Titel „Menschen brauchen Tiere“ herausgegeben. Weshalb die These?

Otterstedt: Der Mensch ist ein soziales Wesen und braucht Sozialpartner. Tiere, die wie er in einem Sozialverbund leben, animieren ihn aufgrund ihres Sozialverhaltens zu einem dialogischen Kontakt. Diese Hinwendung bedeutet für mich nicht, die Tiere vermenschlichen zu wollen. Vielmehr ist das die spielerische Neugierde des Menschen auf das Gegenüber. Menschen brauchen Tiere, um mehr über sich selber zu erfahren und ihre eigenen Grenzen kennenzulernen. Es gibt auch viele Bereiche, wo wir Tiere funktional in unseren Alltag integrieren, etwa als Nahrungs- und Rohstofflieferanten.



Carola Otterstedt

Foto: oh

SZ: In der Medizin werden zunehmend Therapiemethoden angewandt, die sich auf Erkenntnisse mit Tieren stützen. In welchen Situationen?

Otterstedt: Eingesetzt werden sie heute etwa in der Physio- und Ergotherapie, der Logopädie, Neuropsychologie oder Psychotherapie. Die Neuropsychologin des Klinikums Harlaching, Stefanie Böttger, fördert so etwa seit mehr als sechs Jahren Schlaganfallpatienten mit Hilfe von Kaninchen. Sie konnte nachweisen, dass der Effekt nicht nur auf einer gesteigerten Motivation bei den Patienten beruht, sondern dass bei der Begegnung mit Tieren auch jene Gehirnregionen aktiviert werden, die die Wahrnehmungsfähigkeit des Menschen steigern und

ihn für Lernprozesse empfänglich machen.

SZ: Von wann an hielten sich unsere Vorfahren Haustiere, zu denen sie eine affektive Beziehung aufbauten?

Otterstedt: Nachdem in der frühesten Menschheitsgeschichte die Tiere Nahrung und Beute waren, wurde durch die Domestikation des Hundes dieser zum Jagdgehilfen, später zum Hof- und Hütehund. Je nach Funktion des Tieres wurde es unterschiedlich geschätzt. Die Domestikation von Wildrind, -schaf und anderen Tierarten geschah zunächst nur, um lebende Nahrungsspender zu besitzen. Mit zunehmender Menge der Haustiere sank auch deren Wertschätzung, die den wildlebenden Vorfahren noch durch die Jäger zuteil wurde.

SZ: Viele Tierhalter sind der Meinung, dass ihr Tier einen Charakter besitzt. Haben Tiere Gefühle?

Otterstedt: Tiere haben Gefühle. Studien zeigen nicht nur, dass sie Schmerzen wahrnehmen können. Nötig ist hier aber noch eine Emotionsforschung, die auch die positiven Gefühle mit einschließt. Tierhalter sollten sich intensiv mit der art eigenen Sprache ihres Tieres beschäftigen, um besser mit ihm kommunizieren und positive von negativen Empfindungen des Tieres unterscheiden zu können. Unsere Haustiere sind uns da ein Stück voraus: Sie lernen unsere Körpersprache gut zu lesen und ahmen sogar unsere Lautsprache manchmal nach.

SZ: Welche kulturell herausragenden Beispiele im Umgang mit Tieren gibt es?

Otterstedt: Der Umgang mit Tieren ist geprägt von Traditionen, von Sozialstrukturen, von Gesundheits- und Nahrungshygiene. Während wir etwa im Westen Ratten nicht mit Milch füttern würden, ist dies in Teilen der hinduistischen Welt Bestandteil der religiösen Ehrerbietung. Kuscheln wir mit einem Hund im Bett, so ertragen andererseits Menschen aus islamischen Ländern diesen Anblick kaum. Werden einem in Afrika Maden und Ameisen als Delikatessen gereicht, dann wird man als Europäer diese aus Höflichkeit mitessen, daheim dieselben Tiere aber lieber vertreiben.

Interview: Ulrike Jochum